

Verbundkatalog Kalliope

Artikel zu "Die Nachtwache"

Bonsels, Waldemar

1933

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Romane und Erzählungen

Die Nachtwache. Roman. Von Waldemar Bonsels.

Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 347 S. Geb. M. 5,50.

Die Anzeige dieses schönen und merkwürdigen Buchs muß mit einer persönlichen Erinnerung beginnen. Es ist noch nicht sehr lange her, vielleicht zwei Jahre, da sprach mir Bonsels im Verlauf eines Gesprächs von einem Romanstoff, der ihm gekommen sei. Es handelte sich wohl gemerkt nicht um das jetzt vorliegende Buch, sondern um einen dramatisch reich bewegten, ja beinahe kolportagehaften Stoff, der eine äußerst plastische, direkte, begebnislustige Behandlung erforderte. „Warum schreiben Sie das nicht?“, fragte ich damals, und Bonsels gab zur Antwort: „Ich kann es noch nicht.“ Es war ein mir unvergeßlicher Augenblick, belehrend und kräftigend für den jüngeren Menschen und bezeichnend für die Größe und Würde unseres Handwerks: in dem nämlich der Angefahrene ganz gelassen sagen kann und sagen muß „Das kann ich noch nicht“, und in dem das „Noch nicht!“ ein tröstliches und dauerndes Wort ist.

An dieses Gespräch habe ich oft denken müssen, während ich Bonsels' neuen Roman las. „Die Nachtwache“ bedeutet in meinen Augen eine entscheidende neue Wendung in der Produktion des Dichters, und wenn er auch sicher fortfahren wird, von vielem zu sagen, er könne es „noch nicht“, so ist doch mit diesem Roman eine ganze Provinz, ein neues schriftstellerisches Stadium für Bonsels erschlossen — ich glaube mich in dieser Voraussage nicht zu irren. Bisher nämlich galt für Bonsels' Werk die Bestimmung, die auch eine Einschränkung war, daß es ganz in und von der Natur lebte. Es suchte das Bedeutende, den „neuen Mythos“ (mit Karl Rheinfurth zu reden) in einer bedeutenden, einer nicht alltäglichen Umgebung und Konfliktgruppe auf; es war, auch in seinen Stoffen, überhöht und gewissermaßen anti-realistisch von vornherein. Die „Nachtwache“ nun spielt mit einer fast überraschenden Folgerichtigkeit in einem bürgerlich-mittelstädtischen Milieu; wer sie nur an- oder mit schmökern den Augen durchliest, kann auf die Idee verfallen, er habe ein beinahe naturalistisches Buch gelesen, einen leichten und anmutigen Kleinstadtroman. Es ist gewissermaßen das erste „zivilisierte“ Buch von Bonsels. Aber mit diesem

Wort soll nicht eine Einschränkung, sondern vielmehr eine entscheidende gegenständliche und schriftstellerische Erweiterung ausgedrückt werden. Die Weisheit und Wahrheit, daß die Anschauung den größten Tiefsinn birgt, war ja immer ein Grundgesetz für Bonsels. Nun erstreckt er dieses Gesetzes Gültigkeit auch auf eine bürgerliche Alltagswelt und siehe da: sie verzaubert sich aufs tiefstinnigste, und es sind gerade die realistischen Partien in dem Buch, die am durchtriebensten vergeistigt sind. Jener Herr Schönborn zum Beispiel, der komische Held des Buchs, der stofflich nur der Gegenspieler ist, nur eine dankbare Charge, ist bei Bonsels eine wirkliche „Macht“ und in seiner Art durchaus ein Held, wenn auch nur einer Zwischensphäre, und die Aufwallungen und Abstürze in seiner Brust bezeichnen nicht bloß ergötlich, sondern erschütternd das Wesen einer unerlösten Seelengattung. Überhaupt erweist Bonsels eine listenreiche, großzügige Kunst, die inneren Kämpfe und Spannungen darzustellen, die im ruhigsten, geschneidlosesten Augenblick noch zwischen den Menschen bestehen. Darum ist sein Roman, der doch ohne große Katastrophen sich in Zimmern, Gaststuben, einem Theater und einer Kirche abwickelt, insgeheim eine sehr bewegte, aufregende Geschichte.

Gegenständlich freilich ist sie still genug. Sie handelt vom Sich-Finden zweier seltener Menschen und von der Befreiung des einen durch den andern. Sie erlösen einander aus ihrer jeweils mißgestalteten Umwelt, denn weder ist der Schauspieler im Kunst- und Buhlbetrieb seines Theaters zu Hause, noch das Mädchen Christa in der lauen Lieblichkeit des elterlichen Heims. Kurz vor seiner Erlösung empfindet Paul Vernon noch, als sei „nicht dieses oder das ihm versagt, sondern der Genuß des Gegenwärtigen überhaupt — als bewegte er sich vorbestimmt und völlig unbindbar zwischen Vergangenheit und Zukunft, in einer ungreifbaren Verpflichtung der Seele zwischen beiden.“ Das ist der Zustand der Nachtwache; während die niedrigen Menschen in der schläfrigen Nacht des bloßen Gegenwärtigen verharren, wachen die Auserwählten einem Morgen entgegen; vorhanden aber sind sie in diesem unerlösten, überbewussten Zustand zwischen „Vergangenheit und Zukunft“. Wenn aber der Morgen kommt, wird ihnen eine höhere Gegenwart anbrechen: die Harmonie, das Leben am rechten Fleck. —

Man muß sich nun keinen finsternen Roman vorstellen. Bonsels war immer ein Humorist von hohem Rang und sein neues Buch hat bei allem Ernst (als ob das ein Gegensatz wäre!) viel von dem, was uns hierzulande so bitter fehlt: vom komischen Roman. Es erinnert dadurch und durch manche andern Züge an die so früh abgerissene Tradition der großen Prosa unserer deutschen Romantiker. Vielleicht bezeichnet es damit einen Weg neuer deutscher Literatur.

München

W. E. Süskind

„Die Nachtwache“ von Waldemar Bonsels

Sd. In seinem neuen, bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienenen Roman „Die Nachtwache“ hat Waldemar Bonsels die Träumer- und Märchenwelt seiner früheren Bücher verlassen und sich der Gegenwartsgestaltung zugewandt. Haben die Hauptstädte ausgespielt, daß Bonsels in ein verträumtes Provinznest Menschen suchen geht, die die Innenweltsprobleme unserer Zeit leben und verkörpern sollen? Vielleicht war es da möglich, viel Geräusch und Geklingel der Zivilisation lautlos abzutun und sich ganz den Menschen hinzugeben. In dieser Kleinstadt lebt man unter zärtlichen Berechnungen und trauter Bosheit dahin, wie einst, aber das Thema von der Befreiung der jungen Generation von der alten ist schon antiquiert: man kämpfte einst um neue Götter und entdeckte die alten neu. Christa, das siebzehnjährige Mädchen, sagt:

„Ich weiß, mein Vater betet zur Nacht, bevor er einschlafte, aber er wagt es nicht, mir diesen seinen Gott noch einmal anzutragen, nachdem ich ihm die Blume einer fremden Erkenntnis vorgehalten habe, die ich irgendwo in einem Buche gepflückt hatte, und die ihn entsetzte... Ich war beschämt und traurig, denn mich trieb nicht der Hochmut, mit etwas Besserem zu kommen, sondern die Hoffnung, mein Vater möchte bestehen und meinen erstohlenen Götzen zertrümmern.“ Und eine andere Stelle, die diesen Klang weiterträgt: „Das gotische Wesen thront als Urseele und Allmutter über den Völkern, in denen es fortlebt, es bestimmt sie, über alle rasch erkennbaren äußeren Geschehnisse fort, es wirkt als Schicksal über allen wesentlichen Erlebnissen und Geschehnissen, und als Religiosität über allen Religionen. Seine Wahrzeichen sind die heilige Unruhe zu Gott, der Zerstörungswille allem Vergänglichen gegenüber, die Ungeduld der höchsten Forderung von der Bescheidung im Niedrigen, und die leidenschaftliche Bejahung der Blutsrechte der Sinnenwelt.“

„Die Nachtwache“ ist ein ernstes, ein wenig trauriges und tief sich einprägendes Buch. Ueber ihm waltet, was von einem seiner Gedankenträger gesagt wird, „die echte Einsicht, die einen Hauch von Traurigkeit zurückläßt bei denen, die die Welt kennen, ohne sie sonderlich zu lieben“. Das Werk ist so zeitnah wie irgend eins, wenn auch der Sport darin keinen Platz hat und das Wort „deutsch“ kein einziges Mal betont wird. Ja, man könnte sich stellenweise sogar in eine Epoche zurückversetzt glauben, wo der Leser noch in Theaterlogen und hinter die Kulissen geführt wird. Die Kleinstadt ist nur Kulisse, mit Ausnahme des einen Doms, der daraus aufragt. Bonsels dringt immer tiefer in seine Menschen ein, er schiebt auch die Kulissen immer mehr beiseite. Ein siebzehnjähriges Mädchen ist der Mittelpunkt dieses Lebens- und Liebesspiels, eine Frau, von der Natur zur Verführerin geschaffen, aber die Reinheit selbst, darum wird sie zur Führerin aus der Nachtwache eines dunklen Daseins, ein menschliches Abbild der Jungfrau Maria und Mutter Gottes, die den gotischen, aller Gotthaftigkeit aufgeschlossenen und erbötigen Orgelklang des Buches zu einer Stunde besinnlicher Betroffenheit und Einkehr weilt. Neben der Siebzehnjährigen der Schauspieler, dessen Dämon an der Unschuld dieses Mädchens zerbricht, neben ihm ein Geistlicher, ein paulinischer Zinnsoldat, der zu schmelzen beginnt, und wiederum ein Mensch, der mit Kolonialwaren handelt.

An sie alle rührt Bonsels mit einer unerhört tiefgreifenden gestalterischen Kraft, kaum läßt die Ironie den Leser zum schadenfrohen Lächeln ein, weicht sie wieder einem milden und gütigen Ernst, der nur im Verstehen die Liebe lehren will. Nicht einmal in dem Bachanal, in welchem sich die Spielfiguren dieses Schicksalsbuches zur Schlußabrechnung zusammenfinden, wird an die Heiligkeit des Lebens getastet. Ist es ein religiöser, ein gesellschaftlicher, ein Kleinstadtroman? Man ist überfragt. Die Wucht seiner Gedankenwelt ist eine Philosophie, die aus der verworrenen Gegenwart zur hellen Erkenntnis der Blutstimmen emporsucht, mit der einen Hand in die Vergangenheit, mit der andern in die Zukunft weist, eine Philosophie, die in taufrische und in halb verbrauchte Menschen eindringt, ihnen Geständnisse von letzter Gedankenkraft und Frömmigkeit entlockt, aber noch keinen Namen hat.

Waldemar Bonsels: Die Nachtwache

Deutsche Verlagsanstalt. Ln. 5.50.

Bonsels hat bei den Abschnitten seines Literatenschicksals nicht verdient: weder, daß er kurz nach dem Kriege zum Modeschriftsteller und bestseller eines urteilslosen Publikums wurde, noch daß er heute von einem großen Teil der „Geistigen“ als Unterhaltungsschriftsteller eingeschätzt wird, nachdem ihn die alles besser wissenden Zünftigen verrissen haben. Wenn Bonsels Fehler hat, so gewiß nicht nur den, immer mehr zu wollen, als er schließlich bewältigen kann. Der Dichter in ihm hat hohen Rang. Nur verträgt er sich zu schlecht mit dem verbohrten Grübler, dem meditierend nach östlicher Weisheit und den Tiefen gotischer Mystik gerichteten Wahrheitsucher. Künstlerisches Bilden und mystisches Entbilden schließen einander aus. Das zeigt sich besonders deutlich wieder in der „Nachtwache“. Die Synthese gelingt nie. Es stehen lebendig durchgestaltete Szenen, die aber im Innersten flach wirken, neben langen Abschnitten nebulozer Fernen- und Traummalerei, fast burleske deutlich ausgeführte Alltagsszenen aus Kleinstadtmilieu neben stark stilisierten Monologen und Dialogen. Darunter leidet besonders die Plastik der Hauptgestalten, der des Schauspielers Vernon, dieses merkwürdigen, scheinbar überlegen robusten, zynischen und doch ganz in einer seelischen, seinen Nebenmenschen unverständlichen Welt lebenden Menschen, und der Gestalt seiner Gegenspielerin, der zarten und doch entschieden lebensnahen und lebensfüchtigen Christa. Dabei spürt man, wie der Dichter oft Möglichkeiten anschlügt, ohne sie ausklingen lassen zu können, und das mindert die Freude, nach so vieler Literatur doch wieder ein Stück Dichtung in der Hand zu haben.

Horst Galley

Die Nachtwache

Es bedarf einer gewissen Umstellung, um den neuen Roman Waldemar Bonsels „Die Nachtwache“ (Teutische Verlags-Anstalt, Stuttgart) richtig aufzunehmen. Wir waren gewohnt, dem Dichter in die Landschaft zu folgen. Seine meisterhafte Naturbildnerung bezauberte uns von Wert zu Wert mehr. Wir ließen uns von ihm in die milden Geirte der Stundzeit zurückführen. Was uns Bonsels gab, hatte stets etwas Märchenhaftes an sich, es war der Welt mit ihren Ecken jenseits des Zeitigkeitsigen überhaup.

„Die Nachtwache“ dünkt uns, besonders nach der Gestirne der ersten Kapitel, ein Kleinbürger- und Kleinbürgerroman. Eine viereckige Wandlung legt ein: im Hause des Hansleirats Zenhard wird am Weinachtsabend ein Verlöbniß geschlossen, nicht ganz unter den bergebrachten Umständen, aber doch so, wie es zuweilen vor sich geht. Der Hansleirat hat zwei Töchter, die ältere Tita, die Braut des lebenslustigen Erich Schönborn, und die jüngere Christa. Um diese beiden Mädchen raust sich die Fabel.

Die „hübsche und leichtfertige“ Tita ist ein Äußerstkind, fröhlich, lebenslustig und unkompliziert. Christa dagegen verhält sich mit ihren siebzehn Jahren bereits über eine so geistigere Selbstständigkeit, eine solche Tois Zephis und eine derart entwickelte Menschenkenntnis, daß sie längst ihrer Kleinbürgerlichen Umgebung entwachsen ist und sich innerlich von ihrer Familie distanzieren hat. Nur in dem Vater besitzt sie einen Freund, der sie zwar nicht immer versteht, aber dennoch bedingungslos liebt und blindes Vertrauen in sie setzt.

Mit dem Erscheinen des Schauspielers Paul Bernon in der Stadt dieser Geschichte gerät diese kleine Welt ins Wanken. Wie ein sich plötzlich entladendes Gewitter kommt das Schicksal über die Schwestern. Tita sowohl als Christa geraten in den Mann Paul Bernons, da sie ihn zum erstenmal auf der Bühne sehen und hören. Und während Tita durch diese erste Begegnung zu ungeheurer Leidenschaft aufgereizt wird, ist Christa in Zartheit gewacht, gewandelt und geläutert. Sie weiß von Anfang an, daß dieser Paul Bernon die große Wendung ihres Lebens bedeutet und daß sie zu ihm gehört.

Der Schauspieler Paul Bernon ist ein großer Mensch, der nach eigenem Geheiß zu leben gewillt ist, weil ihn alles, was er bisher erlebt, entzückt. Er ist ein großer Spieler, aber ein schlechter Komödiant, weil er nur sich selber spielt und somit seiner Kunst nicht mit letzter Hingabe dient. Er ist entzückt bis zum Götze, alle Genüsse des Lebens sind ihm schaler Wein. Er hat das Theater satt bis zum Ueberdruß. In dieser inneren Leere findet er Christa.

Tita ist ihm zugefallen, hat sich ihm hingeeben — und war abgetan. Titas kleine Welt hält diesem Erlebnis stand. Sie will zurück in den warmen Winkel, aus dem sie sich herausgewagt, und findet zurück. Tant dem tüchtigen Erich Schönborn glätten sich die Wasser wieder, als wäre nichts geschehen.

Die kleine Christa aber läßt den Schauspieler aufmerken. Aus ihr klingt ihm ein anderer Ton entgegen. Schon nach der ersten Begegnung im Dome fühlt er, daß dieses Mädchen ihn zu sich selbst zurückführen wird. Er hat plötzlich einen neuen und weiteren Ausblick vor sich, und es ist, als hätte ihm Christa einen Schieber von den Augen gerissen. Das Verlöbniß zwischen beiden ist geschlossen, ohne viel Worte. Es blüht ihm über die kritische Stunde hinweg, da er die Welt des Theaters weit von sich stößt. Christa ist an seiner Seite, als er nach einem Paat totet. Sie führt ihn aus der Welt des Schmeines in die wirkliche Welt zurück. Sie erlöst den großen, aber Irrgegangenen Menschen Paul Bernon, wie sie von ihm erlöst wird, um ihren stolzen Weg zu vollenden.

Bonsels Wert hat mit seinem jüngsten Roman nicht allein

eine neue Richtung angenommen, er hat sich, darüber hinaus, verfangt. Der Lächer lebte uns mit seiner „Nachtwache“ einen großen deutschen Liebesroman von Tiefe und Zartheit. Er selbst nennt ihn „ein Liebespiel in Prosa auf der Bühne der frommen kindlichen Welt und auf dem weltlichen Theater“. Damit aber ist die Grenze zu eng gezogen; denn „Die Nachtwache“ ist mehr als ein bloßes Liebespiel, sie ist nachgerade die Hypothese der irdischen Liebe. Dies beweist der Schlußkapitel des Buches. Christa schließt das Streben, da sie neben Bernon an der Statue Marias vorbeifährt. „Ihr war, als deutete sie damit zwei Wege an, der eine führte über die ganze Weite der Welt, und der andere empor in unvergängliche Festigkeit.“

Manfred Sturmann.

Die Nachtwache / Ein neuer Bonsels

„Die Nachtwache“ von Waldemar Bonsels ist, wie vorne auf dem Titelblatt gesagt wird, ein Roman. Aber der Roman hat nicht nur ein Titelblatt; er besitzt eigentümlicher Weise auch eine Vorbemerkung, ein Vorwort, sozusagen ein Okular für den Leser zum Vorschmallen, bevor er an die Lektüre geht. In diesem Okular gibt es eine Hauptlinse, und diese Hauptlinse wird mit den Worten umschrieben: „Unter allen Rollen des Buches am entscheidendsten ist die Rolle Marias, der Mutter Gottes.“

Also ein Marienroman. Der Dichter sagt es selbst.

Ein Marienroman im Sinne Affias, im Sinne aller guten gotischen Geister, im Sinne Meister Eckharts.

Und ein Marienroman aus der jüngsten Vergangenheit einer kleinen deutschen Provinzstadt, in der eine Wandertruppe auftritt und mehr oder weniger schlechte Stücke spielt. Das merkt „man“ aber erst, als einerseits der Lebenswandel des Schauspielers Vernon Stoff für Stabilität gelieft hat und andererseits Vernon aus der Begegnung mit einem siebzehnjährigen Mädchen von ungewöhnlicher Seelenreife, namens Christa, in seinem Innersten so betroffen ist, daß er den Mist nicht mehr mitspielen kann, daß er seine Rolle für eine Premiere gänzlich vernachlässigt und dadurch diese und sich selbst in dieser Stadt zum Scheitern bringt.

Außen herum genommen: nicht viel mehr als ein Novellenstoff. Von meisterlicher Hand bis in die Nebensächlichkeiten von Nebenfiguren hinein prägnant geformt. Man riecht die Menschen geradezu. Wie in manchen Balzac-Büchern, wo es einem zehn Jahre nach der Lektüre vorstehen kann, daß man nicht glauben will, ihre Bekanntschaft auf dem Papier gemacht zu haben.

Und dennoch ein Marienroman im Sinne Meister Eckharts. Innen herum.

In Christas unerschütterlicher Gewissheit. In der inneren Wandlung Vernons und eines protestantischen Geistlichen. In der Unberührtheit des Domes. In einer abschließenden Betroffenheit des Domschweizers. Sogar in der Art, wie der Kolonialwarenhandeler Schönborn eine Lektion, die ihm von Vernon zugebracht wird, dazu benützt, um damit vor seiner Braut zu bedauern.

Und so weiter. Ich könnte noch manche Bestandteile des Geheimnisses nennen. Sie schließen sich beim Lesen von selber zum lebendigen Ganzen zusammen.

Wenn ein Mensch in seiner beschränkten Zeitlichkeit dazu befugt wäre, in eine ferne Zukunft hinein zu kopfnicken, so würde ich nicht anstehen, zu behaupten, um dies Buch werde die menschliche Teilnahme noch in tausend Jahren kreisen, nicht weniger fromm als heutzutage in einigen Abseitungen, die in Meister Eckharts Spuren wandeln. Denn das Außenherum des Buches mag bis dahin etwas verblichen sein und darum das Innenherum um so deutlicher glänzen.

Lesen Sie zweimal, meine Damen und Herren.

Otto Wirz.

Waldemar Bonsels : Die Nachtwache.

Wer nach der langen Reihe der Bücher von Waldemar Bonsels diesen neuen Roman „Die Nachtwache“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) beginnt, wird zunächst überrascht sein; denn galt es bisher als ein ungeschriebenes Gesetz, daß sich die Werke dieses Dichters vom mythischen Naturgeschehen zu nähren und sich darin zu vollenden hätten, so beginnt hier eine Handlung in der bürgerlichen Umgebung einer kleineren Stadt, eine Handlung, die der Leser für sich sehr bald als realistisch oder naturalistisch abstempeln wird, ohne daß damit die Tiefe und Hintergründigkeit der Vorgänge, Menschen und Reden bezeichnet würde.

Diese Ereignisse nachzuerzählen, ist gerade in diesem merkwürdigen Fall nicht eben wesentlich; daß eine Schauspielertruppe, die aus der Hauptstadt gastiert, Unruhe und Verwirrung in die stille Familie des Kanzleirats bringt, daß sich eine seiner Töchter, Christa, mit dem Hauptdarsteller Paul Vernon in die Welt begibt, während ihre Schwester Vita mit ihrem Verlobten zurückbleibt; das ist etwa eine Andeutung der äußeren Geschehnisse, hinter denen aber erst eine geheime Bedeutung aufdämmert. Denn das ist das Schöne und Weiße dieses Romans, daß er nicht in dem windstillen Reichbild dieser kleineren Stadt verharret, sondern nach allen Seiten und mit zahllosen Fäden und Fragen an die Probleme dieser bewegten Gegenwart anknüpft und daß er aus Stuben und Gassen zu den großen, weitläufigen, wie der gotische Dom da in der Mitte dieser Stadt (und dieses Buches) steht. Es offenbart sich dem Leser der innige Zusammenhang zwischen Sein und tieferer Bedeutung, und während auf der sichtbaren Bühne die Gestalten ihrer Bestimmung gemäß handeln, werfen sie auf den Hintergrund ihre vergrößerten Schatten; da geschehen die Ereignisse noch einmal, aber sie haben nun einen weiteren und höhern Sinn erhalten: aus den Bildern sind Sinnbilder geworden, aus den Handlungen Gleichnisse. Solchen legendären und hintergründigen Beziehungen begegnet man in diesem Roman allenthalben, daher die tiefe Magie des Dargestellten, daher das geheimnisvolle Zwielicht, das, bei aller gegenständlichen Klarheit, über den Vorgängen liegt, daher auch die seltsame und nicht zu beschreibende Zeitlosigkeit, die, bei aller Zeitnähe, dennoch um die Welt und um die Menschen dieses Buches schwingt; bis sich zuletzt der Sinn des ganzen Werks in Klarheit und Helle offenbart, wie ein schöner Morgen nach langer Nachtwache: die Überwindung aller Fährnisse, die Vereinigung alles Widerstreits in dem lauteren Charakter und in der reinen Menschlichkeit der jungen Helden Christa, die in der Sicherheit ihres festen und geraden Gemüts unbeirrbar wie eine Traumwandlerin und unberührt in den neuen Tag hineingeht. Was aber in diesem Buche Sittlichkeit heißt, ist nicht die billige Nachgiebigkeit kleiner Geister und nicht die Schwächlichkeit der falschen Nachsicht und des halben Glaubens, nicht die laue Gnadenstimmung vor aller Sünde gegen den Geist, sondern es sind gemeint die Ehrlichkeit und die Stärke, die Kraft zu ertragen, die Fähigkeit zu verwinden, die Liebe, die zur Hingabe und zu Opfern bereit ist.

Man könnte dieser neuartigen Bonsels'schen Schriftstellerisch-technisch behorchen und belächeln wie ihm der Schimmer dieses Zwielichts über dem Buch gelang und wie die Stimmung jener Zeitlosigkeit, die dem wahren Sinnbild nun einmal eignet; man könnte nachspüren, mit welcher komödienthafter Leichtigkeit er das Wesen seiner Menschen enthüllt, wie er unter die Schatten einer dunklen Schwermut und eines ernsten Wissens die Lichter lustspielmäßiger Chargen und Auftritte mischt — aber solche Untersuchungen rühren die Kruste einer Dichtung nicht tief. Wesentlich, daß sich Waldemar Bonsels mit diesem Roman ein weiteres Feld gebaut hat, auf dem vielleicht eine neue Art seiner dichterischen Entwicklung beginnen wird. Denn so wenig dieses Buch mit einem jener verzweifeltsten happy ends schließt, so stark weisen die letzten Seiten des Romans über ihn hinaus und so sehr scheint dieser Schluß ein neuer Beginn, daß in der „Nachtwache“ schon die Verheißung auf Kommenendes enthalten ist.

Gerhard Bohlmann.

Roman aus deutscher Kleinstadt

Von
Berhard Bohlmann

Der nach der langen Reihe der Bücher von Waldemar Bonsels diesen neuen Roman „Die Nachtwache“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) beginnt, wird zunächst überrascht sein; denn galt es bisher als ein ungeschriebenes Gesetz, daß sich die Werke dieses Dichters vom mythischen Naturgeschehen zu nähren und sich darin zu vollenden hätten, so beginnt hier eine Handlung in der bürgerlichen Umgebung einer kleineren Stadt, eine Handlung, die der Leser für sich sehr bald als realistisch oder naturalistisch abstempeln wird, ohne daß damit die Tiefe und Hintergründigkeit der Vorgänge, Menschen und Reden bezeichnet würde.

Diese Ereignisse nachzuerzählen, ist gerade in diesem merkwürdigen Fall nicht eben wesentlich; daß eine Schauspielers- truppe, die aus der Hauptstadt ankam, Unruhe und Verwirrung in die stille Familie des Kanzleirats Lehnhardt bringt, daß sich eine seiner Töchter, Christa, mit dem Hauptdarsteller Paul Vernon in die Welt begibt, während ihre Schwester Dita mit ihrem Verlobten zurückbleibt; das ist etwa eine Andeutung der äußeren Geschehnisse, hinter denen aber erst eine geheime Bedeutung aufdämmer. Denn das ist das Schöne und Weite dieses Romans, daß er nicht in dem windstillen Weichbild dieser kleineren Stadt verharrt, sondern nach allen Seiten und mit zahllosen Fäden und Fragen an die Probleme dieser bewegten Gegenwart anknüpft und daß er aus Stuben und Gassen zu den ewigen Bezirken hinaufweist, wie der gotische Dom, der in der Mitte dieser Stadt (und dieses Buches) steht. Es offenbart sich dem Leser der innige Zusammenhang zwischen Sein und tieferer Bedeutung, und während auf der sichtbaren Bühne die Gestalten ihrer Bestimmung gemäß handeln, werfen sie auf den Hintergrund ihre vergrößerten Schatten: da geschehen die Ereignisse noch einmal, aber sie haben nun einen weiteren und höheren Sinn erhalten: aus den Bildern sind Sinnbilder geworden, aus den Handlungen Gleichnisse. Solchen legendären und hintergründigen Beziehungen begegnet man in diesem Roman allenthalben, daher die tiefe Magie des Dargestellten, daher das geheimnisvolle Zwielicht, das, bei aller gegenständlichen Klarheit, über den Vorgängen liegt, daher auch die seltsame und nicht zu beschreibende Zeitlosigkeit, die, bei aller Zeitnähe, dennoch um die Welt und um die Menschen dieses Buches schwingt; bis sich zuletzt der Sinn des ganzen Werkes in Klarheit und Helle offenbart, wie ein schöner Morgen nach langer Nachtwache: die Überwindung aller Mährnisse, die Vereinigung aller Widersprüche in dem lauten Charakter und in der reinen Menschlichkeit der jungen Heldin Christa, die in der Sicherheit ihres festen und geraden Gemüts unbeirrbar wie eine Traumwandlerin und unberührt in den neuen Tag hineingeht. Das aber in diesem Buche Sittlichkeit heißt, ist nicht die billige Nachahmung kleiner Geister und nicht die Schwächlichkeit der falschen Nachsicht und des halben Glaubens, nicht die laue Gnadenstimmung vor aller Sünde gegen den Geist, sondern es sind gemein die Ehrlichkeit und die Stärke, die Kraft zu ertragen, die Fähigkeit zu verwinden, die Liebe, die zur Hingabe und zu Opfern bereit ist.

Man könnte diesen neuartigen Bonsels schriftstellerisch-technisch behorchen und beklopfen, wie ihm der Schimmer dieses Zwielichts über dem Buch gelang und wie die Stimmung jener Zeitlosigkeit, die dem wahren Sinnbild nun einmal eignet; man könnte nachspüren, mit welcher komödienhafter Leichtigkeit er das Wesen seiner Menschen enthüllt, wie er unter die Schatten einer dunklen Schwermut und eines ernsten Missens, die Lichter lustspielmäßiger Charizen und Auftritte mischt — aber solche Untersuchungen rühren die Kräfte einer Dichtung nicht tief. Wesentlich, daß sich Waldemar Bonsels mit diesem Roman ein weiteres Feld gebaut hat, auf dem vielleicht eine neue Art seiner dichterischen Entwicklung beginnen wird. Denn so wenig schließt dieses Buch mit einem jener verzweifelten happy ends, so stark weisen die letzten Seiten des Romans über ihn hinaus und so sehr scheint dieser Schluß ein neuer Beginn, daß in der „Nachtwache“ schon die Verheißung auf Kommendes enthalten ist.